universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Andreas Hofer

historischer Roman

Von Aspern nach Wagram

Mühlbach, Luise

Dresden, 1870

I. Der Triumph des Todes

urn:nbn:at:at-ubi:2-12880

I.

Der Triumph des Todes.

Es war ein wundervoller Maimorgen, die Sonne schien so klar und fröhlich, die Vögel sangen in allen Büschen und Bäumen, und die bunten reizenden Frühlingsblumen hauchten in allen Gärten ihre Düfte aus. Die Natur hatte ihr Feierkleid angezogen, und doch trauerte die Menschheit, die Sonne schien glänzend und hell, und doch waren die Augen der Menschen trübe und glanzlos, und statt sich des frischen Grüns und der Blüten des Frühlings zu freuen, trauerten sie, fühlten ihre Herzen erstarrt und unter einer Eisdecke der Sorgen und Schmerzen begraben.

Napoleon hatte wieder seine Hand über Deutschland ausgestreckt, er hatte die Oesterreicher bei Regensburg und Landshut geschlagen und war am 12. Mai 1809 als Triumphator in Wien eingezogen.

Zum zweiten Male hatte die kaiserliche Familie flüchtend vor dem Sieger Napoleon ihre Residenz verlassen, zum zweiten Mal residierte der fremde Kaiser in Schönbrunn, mußte sich Wien beugen unter der Hand des Allgewaltigen. Fern nach Ungarn hin hatte sich der Kaiser Franz mit seiner Gemahlin und seinen Kindern begeben. Wien hatte am 12. Mai schon dem fremden Kaiser Napoleon und seiner Armee die Tore geöffnet. In der Nacht zuvor hatte der Erzherzog Maximilian mit seinen wenigen zur Ver-

teidigung Wiens bestimmten Truppen die Stadt verlassen, hatte hinter sich, um Napoleon von der weitern Verfolgung abzuhalten, die große Taborbrücke abgebrannt und war glücklich entkommen.

Die Wiener hatten sich entschließen müssen, sich der Gnade ihres Ueberwinders preiszugeben, sie hatten ihre Tore dem Feinde geöffnet — aber nicht ihre Herzen. Da drinnen wütete der Zorn und die Beschämung und trieb den Männern Flüche und Verwünschungen auf die Lippen, den Frauen Tränen in die Augen.

Auch Joseph Haydn, der Greis mit dem silberweißen Haar, verwünschte mit zitternden Lippen den Triumphator, den unerbittlichen Feind Oesterreichs, und rief den Zorn des Himmels hernieder auf diesen französischen Kaiser, der stets von Frieden und Versöhnung sprach und stets Unfrieden erregte und Händel suchte. Die neuesten Unfälle Oesterreichs hatten den alten Maestro tief gebeugt und erschüttert, und der Strahlenglanz der Freude, der damals bei der Aufführung der Schöpfung das Antlitz Joseph Haydns verklärte, war jetzt lange schon auf seinem sorgenvollen und traurigen Antlitz verblichen. Sein Blick war düster und oft von Tränen umwölkt, und wenn er, wie er an jedem Morgen das zu tun pflegte, sein Kaiserlied spielte, konnte er es doch nicht mit Worten und Gesang begleiten, die Tränen erstickten seine Stimme.

Er lebte jetzt still und einsam in seinem kleinen Häuschen auf der Mariahilfer Vorstadt, und nicht einmal wie sonst verließ er dasselbe, um sich mindestens an den Sonntagen in die Messe zu begeben. Der Anblick der französischen Uniformen verletzte sein Herz, und es tat ihm weh, seine geliebten Wiener im Druck und in der Erniedrigung zu sehen.

„Gott ist überall“, sagte Haydn zu seinem treuen

Diener Konrad, „und er wird auch mein Gebet hören, wenn ich es nicht in der Kirche, sondern in meiner stillen Kammer an ihn richte. Aber heute will ich zu Gott beten in der freien Natur. Sieh, wie köstlich die Sonne scheint und wie blau der Himmel ist. Es ist Sonntag heute. Konrad, gib mir meine Festtagskleider und dann komm' in mein Gärtlein!"

Konrad holte die Festtagskleider seines Herrn herbei, half sie ihm anlegen und steckte ihm den großen Brillantring, den einst Friedrich der Große dem Meister der Töne gesandt, an den Finger. Dann reichte er Joseph Haydn den Hut dar und das starke, mit goldener Krücke gezierte Bambusrohr, damit der wankende Greis sich darauf stütze. Langsam, die rechte Hand auf seinen Stab gelehnt, mit dem linken Arm sich stützend auf die Schulter seines Dieners, schritt Joseph Haydn nun hinaus aus seinem Zimmer. Hinter ihm her mit ernsthaften, gravitätischen Schritten ging die alte Katze, das Erbstück von Haydns verstorbener Frau und deshalb von dem alten Maestro besonders in Ehren gehalten. Leise knurrend und ihren schönen, vollen Schweif bald hoch emporhebend, bald ihn zusammenrollend, folgte sie, dicht an die Füße ihres Herrn geschmiegt, ihm über den Vorplatz und über den Hof nach dem kleinen Gärtchen.

„Wie schön es hier ist", sagte Haydn, in der Tür des Gartens stehen bleibend und langsam umherschauend auf die Blumen und Gesträuche, auf die summenden Bienen und flatternden Schmetterlinge, „o, wie schön hat Gott die Welt geschaffen, und wie herrlich —"

„Wie herrlich leuchtet die Natur", unterbrach ihn Konrad, „wie glänzt die Sonne, wie strahlt die Flur."

„Du bist ein Narr, alter Konrad", sagte Haydn mit einem sanften Lächeln. „Ich dachte eben gar nicht

an meine Schöpfung, sondern an die Schöpfung Gottes. Und der hat die Musik der Schöpfung doch noch besser verstanden, und — höre einmal, wie die Nachtigall da drüben im Fliedergebüsch singt! Das ist eine Arie, wie sie nur in der Schöpfung des lieben Gottes vorkommt und wie sie der Joseph Haydn doch nimmer hat zu Stande bringen können. O wie lieblich diese prima donna assoluta des lieben Herrgotts singt, und was das für göttliche Melodieen und Ausweichungen und Harmonieen sind, und wie — aber, was ist das?"

„Das ist der Papagei, der 'ne Arie aus der Schöpfung Joseph Haydns singt", rief Konrad mit triumphierendem Lachen. „Und hörens nur, Herr Doktor, die prima donna assoluta des lieben Herrgotts ist ganz mäuschenstill geworden und horcht mit Entzücken auf die göttlichen Melodieen und Ausweichungen und Harmonieen des lieben Herrn Joseph Haydn."

„Du bist und bleibst ein Narr, Konrad, trotz deiner siebzig Jahre", sagte Haydn, „den alten Paperl meine primadonna assoluta zu nennen und ihn mit der Nachtigall zu vergleichen! Aber sag' mir, wo hat denn das Viecherl nur die Melodie gehört? Pfeift doch der Kerl die große Baßarie aus der Schöpfung 'runter, als wär' er der erste Sänger. Wo hat er's denn gelernt?"

„Ich hab's ihm gelehrt, Herr Doktor", sagte Konrad stolz, „ich hab' ihm ein Vierteljahr lang Unterricht gegeben, und er hat sich Müh' gegeben, zu lernen."

„Und darum also hab' ich den Paperl so lange nicht gesehn", sagte Haydn, leise sein Haupt wiegend. „Mocht' aber nimmer nach ihm fragen, denn ich fürchtet', die Antwort würd' sein, das Viecherl sei tot, sei heimgegangen zu meiner lieben alten Frau."

„Na, zu der würd' er doch nimmer gehen", lachte Konrad, „die beiden haben sich im Leben niemals vertragen. So'n Paperl wird tausend Jahr alt, was schads ihm da viel, wenn ich ihn in meiner Kammer eingesperrt hab ein Vierteljahr lang. Hab' ihn die schöne Arie pfeifen gelehrt, damit er sie noch nach Jahren der Menschheit vorpfeifen und an den großen Musikmeister Joseph Haydn erinnern soll."

„Ach, mein alter Konrad", seufzte Haydn, indem er sich auf den Lehnstuhl niederließ, den Konrad ihm unter dem duftenden Fliedergebüsch hingestellt hatte, „nach tausend Jahren weiß kein Mensch mehr von uns, und wir sind nichts mehr als Staub, der zum Staube zurückgekehrt ist. Aber Gottes Sonne wird nach tausend Jahren noch so herrlich strahlen wie heute, und seine Nachtigallen werden noch dieselben Wundermelodieen seiner Schöpfung singen, wenn meine Schöpfung längst vergessen ist."

Er schwieg und blickte zum Himmel empor. Neben ihm auf der hohen Stange, das rechte Bein mit dem silbernen Kettchen an die Stange gefesselt, saß der Papagei und sah mit seinen scharfen flammenden Augen gar klug und bedächtig zu ihm hin; zu Haydns Füßen hatte sich die Katze gelagert und schaute mit philosophischer Ruhe auf die Fliegen, die von Blume zu Blume summten, und spitzte aufmerkend die Ohren, wenn drüben und hüben im blühenden Gebüsch ein kleines Vöglein raschelte oder lustig im duftenden Wallnußbaum von Ast zu Ast hüpfte. Neben dem Lehnstuhl stand der alte Diener Konrad, sein treues redliches Angesicht mit einem Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit seinem Herrn zugewandt und ganz verloren in den Anblick dieses lächelnden und stillen Greises, dessen große Augen langsam umherschweiften und Gott und die Natur zu grüßen schienen. Von fern herüber tönte das Läuten der Glocken, welche die Gläubigen

zur Kirche riefen und deren Klänge wie das feierliche Akkompagnement zu dem Gesange der Natur die Luft durchzitterten.

„O wie schön, wie schön,“ flüsterte Haydn, „warum kann ich nicht jetzt mit diesem Seufzer der Freude mein altes Leben aushauchen, das doch zu nichts mehr nütze ist, warum kann ich nicht sterben mit diesem Gebet des Dankes gegen Gott auf den Lippen, und so meine Seele zum Himmel emporwirbeln, wie der Vogel da sich eben aufschwingt zur Sonne!“

„O Herr, was reden's denn schon vom Sterben,“ rief Konrad ängstlich, „Sie müssen noch lange leben, der Welt zum Ruhm und den Menschen zur Freude!“

„Und mir selber zur Last,“ seufzte Haydn. „Es ist aus mit mir, Konrad, habe keine Kraft mehr zum Leben. Der unglückliche Krieg, der hat mich zu Boden gedrückt und mein armes Herz gebrochen. Als der Napoleon jetzt zum zweiten Mal in Wien einmarschierte und unser Kaiser Franz zum zweiten Mal fliehen mußt, da hat ich ein Gefühl, als ob mein Herz mitten von einander riß, und der Riß wird nimmer wieder heilen. Ich werd' mich verbluten an dem Unglück meines Vaterlands! Ach, daß mein Oesterreich so tief gedemütigt werden konnte, daß es sich beugen mußte unter der Hand des Kaisers von Frankreich! Ich kann's nicht fassen und begreifen, daß der liebe Gott das zuläßt und daß er nicht seine Donnerkeule herniederschleudert auf das Haupt dieses französischen Kaisers, der den Feuerbrand des Krieges über ganz Europa dahin schleudert, dabei immer scheinheilige Friedensworte auf den Lippen trägt und sich den Anschein gibt, als wollte er alle versöhnen, während er doch alle nur zu entzweien trachtet. O Konrad, wenn ich an diesen Kaiser Napoleon denke und an das viele unschuldige Blut,

das er vergossen, und an die vielen tausend Menschenopfer, die seiner Herrschsucht gefallen, dann bäumt sich mein Herz auf in grimmigem Schmerz und ich fange sogar an zu zweifeln an der Güte und Gerechtigkeit Gottes! — Aber stille, stille, mein wildes Herz." unterbrach er sich selber, indem er mit ängstlichem Flehen zum Himmel empor blickte, „Gott wird eines Tages mit dem Winken seiner Hand den französischen Usurpator von seinem Thron stoßen und Oesterreich wieder groß und mächtig aus seiner Erniedrigung emporsteigen lassen. Das ist die Hoffnung, welche ich mit mir in mein Grab nehme, das ist die Zuversicht auf dich, o mein Gott!"

Er streckte beide Arme zum Himmel empor und betete leise. Dann erhob er sich langsam von seinem Sessel und wandte sein Haupt grüßend und lächelnd nach allen Seiten hin.

„Konrad", sagte er sanft, „ich nehme heute Abschied von der Natur, denn mir ist, als würde ich meinen lieben kleinen Garten, die Blumen und Vögel, die Sonne und den Himmel niemals wiedersehen. O, so lebe denn wohl, du große, heilige Natur, ich habe dich treu und rein geliebt mein Lebenlang und habe, soviel mir Gott dazu Kraft gegeben, dich gefeiert und verherrlicht in meinen Werken. Lebewohl Natur, Lebewohl Sonnenschein und Blumenduft, Joseph Haydn nimmt von euch Abschied, denn sein Tagewerk ist vollbracht und seine Seele ist müde! Komm, mein alter Konrad, führe mich in's Haus und in mein Zimmer. Ich kann nicht mehr, ich bin müde, ach so müde!"

Er schlang seinen Arm um Konrads Hals, und die andere Hand auf seinen Krückstock gestützt, ging er langsam und keuchend den schmalen, von Buchsbaum eingefaßten Steig dahin.

In diesem Augenblick begann die Nachtigall

im Gebüsch wieder ihr schmetterndes Jubellied und zu gleicher Zeit erhob der Papagei seine knarrende schnarrende Stimme und begann in hellen Tönen die Arie aus Haydns Schöpfung zu pfeifen.

Haydn stand still und horchte. „Merk' auf", sagte er leise, „wir wollen jetzt einmal ein Orakel über mein Leben und Sterben fragen. Wenn der Papagei zuerst verstummt, so sterbe ich bald, wenn die Nachtigall verstummt, so gönnt mir Gott noch ein längeres Leben."

Er blickte fromm zum Himmel empor, auf dessen blauer Fläche einzelne weiße Wölkchen wie silberne Schwäne dahin zogen, und seine Lippen bewegten sich in leisem Gebet.

Die Nachtigall sang noch immer ihre wunderbaren, jauchzenden Liebeslieder, und der Papagei suchte sie zu übertönen mit seiner schönen und kunstvollen Melodie.

Konrads Antlitz verklärte sich zu einem seligen Grinsen. „Mein Paperl hat einen langen Atem", sagte er, „und die Nachtigall wird's nicht mit ihm aufnehmen können, er wird sie übersingen."

Aber die Nachtigall schien, angereizt von diesem Wettstreit des Gesanges, jetzt alle ihre Kunst und ihre Kraft aufwenden zu wollen; den schmetternden Trillern folgten lange, sehnsuchtsvolle Flötentöne, die wie eine Jubelhymne die Luft erfüllten.

Auch der Papagei konnte dem Zauber nicht länger widerstehen. Er stockte in seinem Lied, begann dann auf's Neue, stockte wieder und — verstummte.

Haydn ließ seine gefalteten Hände langsam herabsinken und wandte den Blick vom Himmel niederwärts. „Ich wußt' es wohl", flüsterte er leise, „das Orakel hat entschieden und die Schöpfung Joseph Haydns muß verstummen vor der Schöpfung Gottes.

Komm in's Haus, Konrad, mich friert und ich bin müde. Aber zuvor gib mir einige von meinen lieben Blumen. Sie sollen mir da drinnen in meiner Stube erzählen von der Herrlichkeit der Welt!"

Konrad pflückte mit eiligen Händen von den Narzissen, den Rosen, Nelken und dem Flieder einen vollen Strauß, zerdrückte die Tränen, die ihm in die Augen getreten und geleitete seinen Herrn sorgsam in das Haus zurück.

Eben hatte er ihn auf seinen Lehnsessel niedergleiten lassen und das gestickte Kissen sorgfältig ihm unter die Füße geschoben, als sich draußen der laute schrille Ton der Hausglocke vernehmen ließ.

„Sieh nach, Konrad, was es gibt", sagte Haydn, den vollen Blumenstrauß in seinen beiden Händen haltend und ihn mit zärtlichen Blicken betrachtend.

Konrad schlüpfte hinaus und kehrte nach kurzem Verweilen hastig zurück.

„Es ist ein Fremder da aus Berlin", sagte er, „der gar sehr bittet, den Herrn Doktor zu sehen. Der Theaterdirektor Schmid ist bei ihm und läßt den Herrn Doktor doch sehr bitten, daß er dem fremden Herrn erlaubt, ihn zu sehen."

„Wenn der Schmid bei ihm ist, so laß sie kommen", sagte Haydn milde, „und es wird gewiß das letzte Mal sein, daß ich den lieben alten Freund auf Erden sehe."

Konrad stieß die Tür auf und winkte den Herren, welche draußen standen, einzutreten. Leise auf den Zehen, mit ehrfurchtsvollen Mienen traten die beiden über die Schwelle, wie von Mitleid oder frommer Scheu ergriffen, blieben sie neben der Tür stehen und schauten mit zärtlichen Blicken auf den Greis hin, der eben, betäubt vielleicht von der Frühlingsluft, seine Augen geschlossen und das Eintreten der Fremden gar nicht gehört hatte.

„Das ist er?“ flüsterte der eine der beiden Herren, ein Mann von stolzer, voller Gestalt, die großen Augen auf den Greis gerichtet.

„Ja, das ist Joseph Haydn“, sagte der andere leise, und über sein breites gutmütiges Gesicht flog ein Ausdruck tiefer Trauer. Aber still, er schlägt die Augen auf!“

Und er näherte sich Haydn, der ihm beide Hände entgegenstreckte und ihn mit einem sanften Lächeln begrüßte.

„Kommen Sie noch einmal, dem alten Freund vor seinem Sterben Valet zu sagen?“ fragte er sanft. „Wollen Sie Abschied von mir nehmen, mein guter Freund Schmid?“

„Nein, nicht Abschied, sondern guten Tag will ich dem Meister wünschen“, sagte Schmid herzlich, „und bitten will ich ihn, den Herrn hier freundlich zu begrüßen. Es ist der Schauspieler und Dichter Iffland aus Berlin.“

„Ich wollte Wien nicht verlassen, ohne den großen Haydn gesehen zu haben,“ rief Iffland mit seiner tönenden Stimme. „Was würden die Berliner von mir sagen, wenn ich den berühmtesten Genius unserer Zeit nicht gesehen hätte.“

„Mein Herr,“ sagte Haydn seufzend, „sehen Sie mich an und erkennen Sie an dieser Ruine, wie zerbrechlich der Mensch mit all' seinem Ruhm ist!“

„Der Mensch nur ist zerbrechlich, aber der Genius ist unsterblich,“ rief Iffland, „und Joseph Haydn ist ein Genius, dessen Ruhm nimmer verhallen wird.“

„Lassen Sie sich nachher von meinem Bedienten die Geschichte von der Nachtigall und dem Papagei erzählen,“ sagte Haydn mit einem matten Lächeln. „Die Schöpfungen Gottes dauern ewiglich.“

„Aber auch die Schöpfungen der Menschen kommen ja von Gott, denn er gab ihnen die Kraft

dazu", erwiederte Iffland eifrig. „Was Sie Großes und Herrliches geschaffen, sollte das nicht ebenso von Gott kommen, wie die Blumen, welche Sie da in den Händen halten und an deren Duft Sie sich erfreuen?"

„Ja, sie sind schön, diese Blumen," sagte Haydn, seinen Strauß sinnend betrachtend.

„Sicher eine Liebesgabe irgend einer der vielen Verehrerinnen unseres Meisters?" fragte Schmid lachend.

Haydn sah lächelnd zu ihm empor und schüttelte leise sein Haupt. „Nein", sagte er, „es ist das letzte Andenken von der Natur, von der ich Abschied nahm. Ach, ich liebe die Natur so sehr!"

„Und Sie haben diejenigen, welchen Ohr und Auge noch vor den heiligen Reizen der Natur geschlossen waren, sehen und hören gelehrt," sagte Iffland. „Ihre Jahreszeiten das ist das herrlichste Lobgedicht auf die schöne Gotteswelt!"

„Ja, die Jahreszeiten," rief Haydn fast heftig, „die Jahreszeiten haben mir den Todesstoß gegeben! Es war gar schwer, sich an den Worten zu begeistern. Die Worte sagten so wenig, wirklich so wenig! Oft habe ich mich ganze Tage mit einer Stelle plagen und martern müssen, und ich erreichte doch nicht, was ich wollte. Die Worte drückten meine Musik darnieder. Nun — es ist vorbei und abgetan! Ja, Sie sehen, es ist vorbei. Die Jahreszeiten sind Schuld daran, sie haben meine letzte Kraft erschöpft! Ich habe in meinem Leben viel und schwer arbeiten müssen, habe gehungert, gedurstet und gefroren in meinem Dachstübchen, von dem ich immer hundert und dreißig Stufen herunter zu steigen hatte, bis ich auf die Straße kam. Die Entbehrungen, die Arbeit, der Hunger, alles was ich in meiner Jugend gelitten, das kommt jetzt nach und wirft mich nieder! Aber es ist eine Niederlage mit Ehren, —

es war sauere Arbeit! Allein Gott hat geholfen. Das habe ich nie deutlicher gefühlt, als eben heute, und darum ist mir so wohl, o, so wohl, daß ich weinen muß vor seliger Rührung! Lachen Sie mich deshalb nicht aus! Ich bin ein alter schwacher Greis, und wenn mich etwas bewegt, muß ich weinen! Ehedem war das anders!"

Er richtete den von Tränen umdüsterten Blick nach dem Fenster hin und schaute geradeaus, wie in weite Ferne.

„Ehedem war ich ein starker, kräftiger Geist," seufzte er „und als ich meine Schöpfung schrieb, da waren Flammen in meiner Seele und Mannesgluten in meinem Herzen."

„Diese Flammen und diese Begeisterung, sie sind geblieben in Ihrem Werk und sie werden nimmer darin erlöschen," sagte Iffland. „Joseph Haydns Schöpfung ist unsterblich und voll ewiger Jugend. Davon haben Ihnen die Wiener Zeugnis gegeben, als sie neulich Ihr herrliches Meisterwerk hörten."

„Aber ich habe ihnen Zeugnis gegeben, daß ich ein Greis geworden, der seine eigene Schöpfung nicht mehr zu ertragen vermag. Ich mußte den Saal verlassen, lange vor dem Ende."

„Sie hätten gar nicht hingehen sollen," rief Schmid eifrig. „Die Aufregung hätte Ihrer Gesundheit schaden können."

„Sie hat mir auch geschadet," sagte Haydn, „aber die Rücksicht auf meine Gesundheit durfte mich nicht zurückhalten. Ach, es war ein seliger Abend und niemals habe ich eine bessere Aufführung meiner Schöpfung gehört."

„Es war die Apotheose des großen Künstlers, welche man feierte," sagte Iffland bewegt.

„Es ist wahr, man hat viel, zu viel für mich

getan," seufzte Haydn lächelnd. „Die Wiener sind ein so gutes Volk."

„Auch in Berlin kennt jedermann den großen Joseph Haydn und seine Schöpfung wird auch dort als Meisterwerk anerkannt. Noch kürzlich hat man sie in Berlin zum Besten der Armen aufgeführt und die Einnahme betrug über zweitausend Taler."

„Ueber zweitausend Taler für die Armen," wiederholte Joseph Haydn mit leuchtenden Augen, „o, meine Arbeit hat also den Armen einen guten Tag gebracht. Das ist herrlich, das ist der schönste Lohn für ein Leben voll Anstrengung und Müh'! — Aber," fuhr er nach kurzer Pause fort, „das alles ist nun vorbei! Ich wirke nichts mehr! Ich bin ein blätterloser Stamm, der heut oder morgen in sich zusammenbrechen wird."

„Dessen Fall aber ganz Deutschland erschüttern wird," rief Iffland."

„Ja, ich habe viele Andenken an meine Vergangenheit," sagte Haydn lächelnd.

„O, möge der Tag noch fern sein, wo Deutschland um Joseph Haydn Trauer anlegt."

„Dieser Tag ist nahe, sehr nahe," sagte Haydn ruhig," „ich fühle das heute deutlicher als je, mein Ende ist nahe, — meine Kräfte sind aufgezehrt."

„Lassen Sie uns gehen," flüsterte Schmid, auf Haydn hindeutend, der erschöpft in seinen Lehnstuhl zurückgesunken war und das bleiche Haupt an die Polster lehnte.

Iffland heftete lange und mit schmerzlicher Wehmut seine Blicke auf die ächzende, zusammengesunkene Gestalt da im Lehnstuhl. „Und das ist alles, was von einem großen Künstler, von einem Genius, der die Welt entzückte, übrig geblieben ist," seufze er. „Kommen Sie, Freund," sagte er dann zu Schmid. „Nur ein Andenken möchte ich noch mit mir nehmen,"

eine Blume aus dem Strauß, den Haydn vorher in Händen hielt. Ob ich es wage, sie mir eigenhändig zu nehmen?"

In diesem Moment schlug Haydn die Augen wieder auf und heftete sie mit sanftem Ausdruck auf Iffland.

„Ich habe alles gehört," sagte er, „ich war nur zu schwach, um zu sprechen. Sie wollen eine meiner Blumen? Nein, Sie sollen sie alle haben!"

Er nahm den Strauß, sah ihn zärtlich an und versenkte sein ganzes Gesicht einen Moment in den Strauß, den er dann mit sanftem Lächeln Iffland darreichte.

„Leben Sie wohl," sagte er, „gedenken Sie meiner bei diesen Blumen."

Iffland näherte sich rasch dem Greise, beugte sein Knie vor ihm und drückte einen glühenden Kuß auf Haydns gefaltene Hände. Dann, ohne ein weiteres Wort zu sagen, erhob er sich rasch, und rückwärts gehend, näherte er sich der Tür, öffnete sie geräuschlos und trat, gefolgt von Schmid, hinaus.

„Leben Sie wohl," rief Haydn mit bewegter Stimme ihnen nach, dann sank er tiefer in sich selbst zusammen. Tiefe Stille herrschte jetzt rings um ihn her; auf einmal ward diese Stille durch ein donnerähnliches Gekrach unterbrochen, das die Fenster klirren, die Wände zittern machte. Und wieder, immer wieder ließ sich dieser furchtbare Donner vernehmen.

Jetzt öffnete sich die Tür und Konrad und Kathrinel, die alte Magd, stürzten herein. „Ach Herr, jetzt ist alles zu Ende, jetzt sind wir alle verloren. Dicht vor Wien stehen die Oesterreicher und Franzosen, und die Schlacht hat angefangen!"

„Die Schlacht hat angefangen!" rief Joseph Haydn, sich von seinem Lehnstuhl erhebend und die Arme zum Himmel emporstreckend. „Die Schlacht hat angefangen! Du großer, gerechter Gott da

droben, schütze unser Vaterland, verleihe Oesterreich den Sieg über den übermütigen Feind! Laß Oesterreich nicht zu Schanden gehen, hilf uns den stolzen Feind überwinden, der uns so lange schon gekränkt und gedemütigt! Herr, mein Gott, schütze Deutschlands, schütze Oesterreichs Ehre!"

Und mit der Kraft und Schnelligkeit eines Jünglings durchschritt Joseph Haydn das Gemach, ließ seine Hände auf die Tasten niedergleiten und begann mit vollen Akkorden zu spielen die Melodie seines Kaiserliedes: Gott erhalte Franz den Kaiser!

Draußen aber rollte der Donner der Kanonen unaufhaltsam fort, dazwischen hörte man das Geschrei des Volkes, das entsetzt durch die Straßen rannte, und das Hallen der Glocken von allen Kirchtürmen Wiens.

Auf einmal, mitten in der Melodie, verstummte Haydn, die Hände fielen kraftlos von den Tasten nieder, ein langer Seufzer tönte von seinen Lippen, — ohnmächtig sank er seinem treuen Konrad in die Arme. Seine Diener trugen ihn auf sein Lager und bald gelang es ihnen, Haydn aus seiner Betäubung zu erwecken. Langsam schlug er die Augen auf und sein erster Blick fiel auf Konrad, der weinend an seinem Lager stand.

„Die Nachtigall hat Recht gehabt, es geht zu Ende", sagte er mit einem matten Lächeln. „Aber ich will nicht eher sterben, als bis ich weiß, daß die Oesterreicher den Feind besiegt."

Und in der Tat, Joseph Haydn überwand mit der Stärke seines Willens noch einmal den Tod, der schon ihn mit seinem Finger berührt hatte. Er richtete sich wieder von seinem Lager empor, er wollte nicht sterben, so lange Oesterreich da draußen auf dem blutigen Schlachtfeld um seine Wiedergeburt oder um sein Ende kämpfte.

Zwei fürchterliche Tage der Ungewißheit und des Schreckens folgten nun; fort und fort hörte man das Rollen des Donners, das Krachen der Geschütze. Ungeheure Wolken von Dampf lagerten rings um Wien und hüllten die Dörfer Eßlingen und Aspern und die Insel Lobau in undurchdringliche Nebelscheier ein.

Joseph Haydn verbrachte diese Tage des zwei- und dreiundzwanzigsten Mai in stillem Schmerz, oft betete er und drei Mal an jedem Tage spielte er sein Kaiserlied.

Es war der Morgen des vierundzwanzigsten Mai gekommen. Konrad war hinaus gegangen auf die Straße, um Nachrichten einzuziehen, denn der Kanonendonner war verstummt, die Schlacht war zu Ende.

Haydn erwartete sorgenvoll und mit Ungeduld Konrads Rückkehr. Er ließ sich von Kathrinel an sein Klavier führen und begann wieder sein Kaiserlied zu spielen.

Ein glückliches Lächeln verklärte seine Züge, sein Auge richtete sich strahlend gen Himmel, und immer feuriger, immer machtvoller tönte seine Musik, in immer glänzenderen Phantasieen glitten seine Finger über die Tasten dahin. Da ward die Tür aufgerissen und Konrad stürzte herein, keuchend vom raschen Lauf, glühend vor Aufregung.

„Sieg!“ rief er, „Sieg!“

Und er taumelte zu Haydn's Füßen nieder.

„Wer hat gesiegt?“ fragte Haydn angstvoll.

„Die Oesterreicher haben gesiegt“, keuchte Konrad. „Bei Aspern hat unser Erzherzog Karl den Kaiser Napoleon besiegt, das ganze Franzosenheer steckt jetzt auf der Insel Lobau und an ein Entkommen ist nicht mehr zu denken. Tausende von Leichen der Franzosen schwimmen auf der Donau dahin und verkünden es aller Welt, daß Oesterreich die Franzosen besiegt hat! Hurrah! Hurrah! Unser Erzherzog

Karl hat den Bonaparte auf's Haupt geschlagen! Hurrah!"

„Hurrah! Hurrah!" jubelte und schnarrte der Papagei von seiner Stange hernieder.

Joseph Haydn sagte nichts. Er hatte die Hände gefaltet und betete inbrünstig. Dann nach einer Pause rief er mit lauter freudiger Stimme: „Herr mein Gott, ich danke dir, daß du Oesterreich behütet und ihm geholfen hast, seinen Feind zu besiegen. Ich wußt' es wohl, Recht bleibt doch Recht, und das Recht ist bei Oesterreich und deshalb mußte es in diesem Kampfe siegen, deshalb mußte Frankreich unterliegen! — Ich aber, ich kann mich jetzt hinlegen und sterben! Oesterreich hat gesiegt! Das ist der letzte Freudengruß, den mir die Welt sendet! Mit diesem Gruß will ich sterben! Heil dem deutschen Vaterlande!"

Es waren Joseph Haydn's letzte Worte. Ohnmächtig sank er zurück. Zwar gelang es den Aerzten, ihn noch einmal in's Leben zurück zu rufen, zwar atmete und lebte er noch sechs Tage lang, aber sein Leben glich nur noch dem letzten matten Aufflackern des verlöschenden Lichtes und in der Nacht vom dreißigsten auf den einunddreißigsten Mai kam der Tod, dieses matte Licht auszublasen.

II.

Erzherzog Johann in Komorn.

Das Unglaubliche war also geschehen, Napoleon war besiegt worden, besiegt von den Oesterreichern. Erzherzog Karl hatte ihm bei Aspern eine große Schlacht abgewonnen, Napoleon hatte sein ganzes Herr auf die Insel Lobau zurückgezogen, er selbst verweilte in dumpfem Hinbrüten auf dem Schlosse Ebersberg, und wie vernichtet von dem unerwarteten Schlag, der ihm zugleich einen seiner Lieblinge, den Marschall Lannes, entrissen, schien Napoleon auf einmal aller